

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 14.

Freitag, 15. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(22. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kühl war es unter den hochstämmigen Buchen. Ein leichter Wind ließ die Wipfel rauschen. Der Anfang, der war immer das Schwerste. Luz Helmboldt fand ihn nicht. Sie gleich im Sturm zu überrennen, schien ihm doch ein zu großes Wagnis.

„Baronesse, geteilte Freud ist doppelte Freud!“

Sie verstand ihn sofort. Es war nicht daran zu denken! Vor einiger Zeit hatte sie den Gedanken noch erwogen, heute schüttelte sie ihn ab, wenn sie nur an die Möglichkeit dachte.

„Net immer, Herr Helmboldt! . . . Ganz gewiß net immer!“

Mit so großem Nachdruck hatte sie es gesagt, daß er stuhlig wurde. Aber nun war die Uhr einmal aufgezo-gen. Und je kürzeren Prozeß man machte, um so größer war der Eindrud auf's weibliche Geschlecht.

„Eine Verlobung hat zweifellos an diesem schönen Morgen stattgefunden! Warum nicht noch eine zweite? Baronesse, ich hab Sie von ganzem Herzen lieb!“

Nein, sie konnte nicht weiter! Mußte sich an einen dicken Buchenstamm lehnen.

„Herr Helmboldt, bitt schön, Sie sind ein sehr lieber Mensch, aber das sagen S' mir net noch einmal!“

Nun stürmte er los! Sein Herz befahl es ihm.

Bedenken, daß die da sind, kann ich mir vorstellen. Berlin und Graz sind Unterschiede. Die Norddeutschen sind in vielen Dingen auch anders eingestellt als die Süddeutschen. Ich fühle in mir die Gewißheit, ich kann Sie glücklich machen! Sie sind wirklich meine erste große Liebe! . . . Ich bin doch kein Tyrann! Und in der Lage, Ihnen Bewegungsmöglichkeit zu geben . . . Ach, Gott, wie das klingt! Ein bißchen unbeholfen bin ich wohl, aber meine Gefühle für Sie sind tief und wahr!“

Wenn das ein — anderer gesagt hätte? Sie wär ihm in die Arme gesunken und hätt die Kamilla noch so geweint! Die Erkenntnis kam ihr hier im Walde. Kampf war das Leben! Und wenn sie daran dachte, daß sie nun wieder zu ihrer nörgelnden Mutter in die kleine Wohnung, drei Stiegen hoch, zurückkehren sollte, überließ es sie eiskalt . . . Aber nein, sie konnte es nicht! Nicht einmal verträsten auf die Zukunft. Es war ganz zwecklos, das fühlte sie.

„Bringen S' mich, bitt schön, nach Haus! Allein vermag ich's net! Mir ist so bang um's Herz!“

„Sie lieben Riedenstein!“

„Ja“, sagte Theres Höllkin ehrlich, „aber ich gönne ihn meiner Kusine!“

So, nun würde er wohl Ruhe halten!

„Das — das verstehe ich nicht, Baronesse . . .“

Müde hob sie die rechte Hand.

„Schweigen wir! Kommen S'!“

Langsam gingen sie weiter . . . Luz Helmboldt gab die Hoffnung nicht auf. Wenn ein Mäd'el einen anderen liebt und der andere heiratet die Kusine, dann ist die Zeit ein gutes Heilmittel. Aber wissen sollte sie es, daß er sich noch Hoffnung machte.

„Wir sehen uns wieder — ganz bestimmt! Und nun werde ich schweigen!“

Theres Höllkin senkte den Kopf, sagte nichts. Mochte er vorläufig bei dem Glauben bleiben . . .

Frau Helmboldt hatte sich Zeit genommen. Die Fachwerkbauten des Dorfes gefielen ihr. Sie blieb hier und da stehen. Bog dann rechts ab, auf den Weg, der zum Schlosse führte . . . Ein stattlicher Bau, gut gehalten der Park. Der Gräfin Merun müssen große Mittel zur Verfügung stehen. Immer mußte diese Fabrikantenfrau rechnen. Was es wohl jährlich kosten mochte, Schloß und Park in Stand zu halten? Hoffentlich war Luz geschäftsgewandt genug und verkaufte an die Gräfin eine Peddighorn-garnitur. Die Firma konnte mit ganz hervorragenden Sachen aufwarten. Und dann sahen die Rohrmöbel im Schlosse andere Herrschaften und bestellten auch . . . Überhaupt, wenn in jedem Bauernhause nur ein fester Rohrstuhl für die alten Leute stände, wie könnte sich da diese Industrie entwickeln! So ein Ruhestuhl war doch nicht unerschwinglich! Die Rohrmöbel-fabrikanten sollten sich zusammenschließen, großzügig Reklame in den Zeitschriften und Zeitungen machen, die von den Landwirten gelesen wurden! . . . Aber es fehlte an einem Führer! Frau Helmboldt seufzte. Ihr Luz würde nie einer werden! Wie er sie in der letzten Zeit behandelt hatte! Mangel an Vertrauen zur eigenen Mutter! Sie kannte das Leben doch besser als er! Eine Baronesse aus den Alpen als Frau eines Fabrikanten in Berlin! Arm natürlich obendrein! Schön würde die ihrem Jungen den Kopf verdreht haben . . . Aha —, den Schirm klappte sie energisch zu. Da kam er ja anmarschiert, schon am frühen Morgen in Begleitung dieser jungen Dame! Noch dazu auf dem Heimweg! Zustände waren das — Zustände! Na, sie würde in fünf Minuten wissen, was an dieser Baronesse war! Viel ganz sicher nicht! Wenn die hier auf Raub ausging, würde sie wahrscheinlich in der Heimat aus irgend einem Grunde kein Glück bei den Männern haben! . . .

Luz Helmboldt wunderte sich nicht allzusehr. Seit ihm Raumann gesagt, daß er ausgefragt worden sei, hatte er mit der Möglichkeit gerechnet, daß seine Mutter unerwartet diesen Jagdgesilden einen Besuch abstatten würde. Er kannte sich doch besser in ihr aus als sie dachte! Und Kosten hatte ihr auf seinem Totenbette noch die Sporen gegeben!

„Baronesse, da kommt meine Mutter! Hab sie erst mit der Post erwartet!“

Theres Höllkin war froh gewesen, daß Herr Helmboldt den letzten Teil des Weges geschwiegen. Sie hatte alle Kraft zusammennehmen müssen, um nicht hinzuschlagen. Und nun das noch! War sie gekommen zur Verlobungsfeier? Nun mußte sie wenigstens ein paar Minuten bei dieser Frau stehen bleiben und mit ihr reden. Sie gab Luz Helmboldt gar keine Antwort. Wie komm ich am schnellsten in's Schloß, damit ich jetzt nicht hier vorm Portal mit Kamilla und Riedenstein zusammentreffe, war ihr einziger Gedanke. Sie fuhr zusammen. Ihr Begleiter schwenkte den Hut.

„Mutter, nein, die Überraschung!“

Es klang keine ehrliche Freude durch seine Worte.

Die Baronesse merkte es nicht, Frau Helmboldt aber war hellhörig. Ein „Abschluß“ war ganz sicher noch nicht erzielt! Ein Trost war das wenigstens. Sie nickte ihm zu, tat hocheufreut, ihren Sohn wiederzusehen. Als er sie mit der Baronesse bekannt machte, streckte sie dem jungen Mädchen schnell die Hand entgegen. Das erste Wort wollte sie haben — und natürlich auch das letzte!

„Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Baronesse! Ich habe so viel von Ihnen gehört!“

Sehr zurückhaltend war Theres Hötlin. Verneigte sich anmutig ein wenig.

„Gewiß schmeichelhaft für mich, gnädige Frau! . . . Ihr Herr Sohn hatte die Liebeshwürdigkeit, mich zu begleiten, wir trafen uns zufällig! Ich fühle mich leidend! Sie werden deshalb erlauben, daß ich mich jetzt verabschiede!“

Das ist ja sehr erfreulich, dachte Frau Helmboldt. Da ist irgend etwas eingetreten, was Luz ganz gewiß nicht gefällt. Nur ein Blick streifte ihn. Der mühte sich ein fröhliches Gesicht zu machen, aber das gelang ihm gar nicht. Schnell sich getrennt. Wieder reichte sie dem jungen Mädchen die Hand.

„Wie ich das bedauere! Dann darf ich sie natürlich nicht aufhalten! Ich wünsche Ihnen gute Besserung!“

Ein müdes Lächeln um den Mund, dankte Theres Hötlin. Jetzt so gesprochen, daß auch seine Mutter klar sah.

„Lassen S' sichs recht, recht gut gehen. Haben S' Dank für all ihre Freundlichkeiten! . . . Leben S' wohl, Herr Helmboldt!“

Riß sich zusammen und ging schnellen Schrittes die Kastanienallee hinauf zum Schloß.

Frau Helmboldt sah mit zusammengekniffenen Augen ihren Sohn an. Sagte, als die Baronesse außer Hörweite war, gelassen:

„Da hättest du mir die Reise ja schenken können!“

Luz Nerven rebellierte. Seine Niederlage wollte er natürlich nicht eingestehen. Er fuhr seine Mutter an:

„Gut, daß du das jetzt einiehst! Ich fuhr dann nach Leipzig zur Messe!“

„Trotzdem bin ich doch froh, daß ich gekommen bin! Die Lehre hättest du dir freilich gern erspart!“

„Was für eine Lehre? Was weißt du? . . . Na, komm schon! Eine schöne Klatscherei wird es in dem Neste geben!“

Schweigen jetzt. Luz hatte eine Wunde weg bekommen. Die mußte erst ausheilen. Dann fand sich das Weitere!

In ihr Schlafzimmer schloß sich Theres Hötlin ein, warf sich auf das noch ungemachte Bett, und weinte sich erst einmal gründlich aus. . . . Nach einer halben Stunde bellten die Hunde. Kamilla kam zurück. Ob allein? Hufschlag war nicht zu hören. Sie stand nicht auf. Wollte nichts sehen. Nur fort jetzt von hier, fort! . . . Und was dann? Nicht darüber nachdenken! Das Nächste im Auge behalten — und gehandelt! . . . Sie holte selbst ihre Koffer herbei, fing an einzupacken. Vieß ihre Kusine, als sie nach einer guten halben Stunde heraufkam, dreimal vergeblich pochen, bevor sie öffnete.

„Ja, Liebes, ich glaub gar . . .“

„Hast recht! Um halb vier geht mein Zug, es wär mir lieber, er ging schon mittags!“

„Aber nein! Dös geht grad noch . . .“

Die Theres faßte ihre Kusine an den Schultern.

„Hat es Sinn, wir reden dummes Zeug daher? Wird du glücklich!“

„Ach Gott, ich wär es schon, wenn du . . .“

„Schweig auch ihm gegenüber! Das ist das einzige, um was ich dich noch bitt! Lieb warst, gut zu mir, ich dank dir von Herzen!“

Die Beiden lagen sich in den Armen und weinten. . . . Dann half Kamilla Merun noch beim Einpacken und brachte am Nachmittag ihre Kusine zur Bahn. . . .

Als am Abend Egbert Niedenstein kam, sagte sie mit zudenden Lippen:

„Die Theres ist fort! Du bist wirklich ein arg Schlimmer!“

Nachte, weinte und sank an seine Brust. . . .

Luz Helmboldt war am Mittag mit seiner Mutter abgefahren. Mit zusammengekniffenen Lippen saß er neben ihr. . . . Und wieder sauste der Kraftwagen an der Walbede vorüber, an der ihm die Maska angefangen zu weisagen, an der er eine Panne gehabt. Heute hatte er eine viel schlimmere erlebt. Aber schließlich war der Wagen doch wieder in Gang gekommen nach einer mehr-tägigen Reparatur. Geduld mußte er jetzt haben. Er gab doch den Kampf nicht auf. Die Theres Hötlin würde schon überwinden. Ihr jetzt Zeit gelassen. Arg enttäuscht war er, aber weinen?, Herzkämpfe?, ach nein!

(Schluß folgt.)

Auf dem Trottoir.

Von Hermann Pezzenil.

Januarabend.

Blauer Nebel durchdringt Raum und Luft. Weicher Schnee, schattenhafte Häuserumrisse, die vom bläulichen Gaslaternenchein dem Nebel mit Mühe abgerungen werden.

Tapsh, tapsh — patsh es vor Karl auf dem schneenassen Trottoir. Zierliche Laststiefeln und ein kostbarer Pelz. Nur so viel sieht man von ihrer kleinen Person. Und ein kleiner, lebhafter Gang.

„Was für ein kleiner, gepflegter, warmdurchrieselter Körper steckst in diesen kostspieligen Hüllen“, denkt Karl. „Ein richtiges Spielzeug! Eigentlich . . .“

„Jemand geht mir nach“, denkt sie. „Eine Frechheit! Bei diesem Wetter . . .!“ und sie beschleunigt ihre Schritte.

„Ich könnte sie ja ansprechen. Aber bei diesem Wetter . . .“ denkt er. Und geht auch rascher.

Beide haben denselben Weg durch die menschenleere Straße der inneren Stadt.

„Merkwürdig. Wer kann das sein?“ denkt sie. Etwas wie ein unsichtbares Gummiband spannt sich zwischen ihr und ihrem Verfolger. Sie hat ein wenig Angst. „Ein Mörder vielleicht? (Ach, ich hab' schon wieder vergessen, dem Mopsi Essen zurückzulassen.) Steigt mir nach! Blödsinn! „Bitte, mich in Ruhe zu lassen!“ würde ich ihm strenge antworten, wenn er mich anspräche. Und dann . . . (Felix wird heute wieder Fagen machen. Ich konnte ja nicht früher kommen. Er kann doch schließlich ein paar Sekunden warten, wo ich ja ohnedies so renne — mit seiner ewigen Eifersucht.) Wie mag er aussehen? Natürlich werde ich mich nicht umsehen . . .“

Bei jeder Laterne werfen beide Schatten. Karls Schatten kreist andauernd um ihren, läuft in weitem Bogen vor und wirft sich galant unter ihre Stiefeln.

„Mein Schatten wirbt um sie, nimmt von ihrem Schatten Besitz“, denkt Karl und streckt sich ein wenig. „Wahrscheinlich hat sie Angst. Ich erscheine ihr als ein eigentümlicher Schatten, als stapfender Gang und — als eine unverändliche Beharrlichkeit, mit der ich sie in konstantem Abstand verfolge. Wahrscheinlich ist sie brünett und energisch.“

Sie betrachtet neugierig seinen in weitem Bogen verlaufenden und sich phantastisch verlängernden Schatten. Ein grotesk gebogene Huttrempe, breite Schuttern . . .

„Unsinn. (Wenn mich Felix sitzen läßt, was eigentlich unvorstellbar ist, dann finde ich zehn andere. Nicht zu sprechen von Adi, der mir geschworen hat, auf mich zu warten. Felix ist sowieso ein wenig fade, Malschi hat nicht so sehr Anrecht . . .) Es wäre doch interessant, bei diesem Wetter angesprochen zu werden. (Das arme Mopsi.) Aber nein. Ich habe Angst. Vielleicht ist es ein gewöhnlicher . . .? (Ob wohl Gabys Ring echt ist?) Jedenfalls hat er Phantasie. Seine Art ist spannend. Vielleicht beachtet er mich gar nicht. Er geht mir einfach nach und jagt mir Angst ein. Gott sei Dank (Er könnte noch vorlaufen und mir das Täschchen aus der Hand . . .), daß ich den schönen Zobelpelz an habe . . . Ein Mann . . .“

„Wie standhaft doch die Frauen sind. Ich hätte mich an ihrer Stelle schon längst umgesehen. Sie hat sicher Herzklopfen und glaubt, daß ich sie ansprechen will, und sie hat sicher schon längst eine freche Antwort parat (ob die Lizzi heute ins Café kommt?). Mein Fräulein, Ihre Arroganz beweist nur Mangel an Geist.“ (Susi wird mir heute sicher eine Szene machen. So eine Ungerechtigkeits! Sie darf . . .) Sie dürfte jedenfalls hübsch sein . . .“

Sie erreichen die Straßentkreuzung. Sie biegt jäh nach links ein. Karl — nach rechts.

Beide empfinden ein kleines Bedauern und zugleich Erleichterung.

Walfischjagd in Neufundland.

Auf Forschungsfahrt mit den Fangschiffen.

Von Professor Frank Willmott, Mitglied der Naturhistorischen Gesellschaft in London.

Aber das Leben und die Gewohnheiten der Walfische ist in der Literatur sehr wenig bekannt. Selbst das Wenige ist Berichten und Erzählungen von Walfischjägern entnommen, die naturgemäß keine sehr genauen Beobachtungen machen können, da sie von der Ausfahrt angefangen bis zu der Rückkehr von der aufregendsten Beschäftigung, die man sich denken kann, in Anspruch genommen sind. Die Naturhistorische Gesellschaft in London beschloß daher, mich zur Erforschung dieser wenig bekannten Säugetiere auszusenden. Um meine Pläne zu ermöglichen, mußte ich mich an eine Gesellschaft verdingen, die den Walfischfang in Neufundland gepachtet hatte.

Wir hatten eine raube Überfahrt, und ich war furchterlich seetrank, wodurch zwar meine Laune verschlechtert, aber mein Enthusiasmus nicht vermindert wurde. Die Station der Walfischfänger bestand aus mehreren großen Gebäuden, die am Ende einer wunderschönen Bucht lagen. Ein Schwarztannenwald stand wie eine dunkle Mauer im Hintergrund. Vom Wasser aus sahen die Häuser aus wie eine Fabrik. Der merkwürdige, herbe Geruch des Trodenfleisches und Fleischtrans schwebte über dem Ganzen. Im Anfang wurde mir fast schlecht davon, mit der Zeit aber hatte ich ihn nicht einmal ungerne.

Die „richtigen“ Walfische.

Die Walfischfänger unterscheiden zwei große Kategorien Fische — die „unrichtigen Wale“ und die „richtigen Wale“. Diese wurden von den bastischen Fischern so genannt, weil sie die längsten und feinsten Fischbeine und den meisten Tran geben, daher die „richtigen“ für den Fang sind. Ihre eigentlichen Namen sind aber Pottwal und Grönlandswal, wovon der letztere zu den Bartenwalen gehört. Die jungen Tiere haben zwar Zahnkeime, die jedoch nicht zur Entwicklung kommen, sondern einer Reihe von großen, dicht aneinander befindlichen Platten Platz machen, der sogenannten Barten, die vom Gaumen nach abwärts in das Maul reichen. Welche enorme Größe dieses Maul zum Beispiel bei einem ausgewachsenen Grönlandswal hat, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß sich darin 350 bis 360 solcher Platten befinden, deren mittlere und größte eine Länge von fünf Meter erreicht. Aus ihnen wird das vorgenannte Fischbein geschnitten. Die Pottwale, die den Grönlandswalen um nichts an Größe nachstehen — sie werden 20 bis 30 Meter lang —, gehören aber zu den Zahnwalen.

Die sogenannten „unrichtigen“ sind die Narwale, Finnwale (oder Finnwale) und Budelwale. Die Budelwale, die häßlichsten und plumtesten aller Familien, und die Finnwale gehören beide zu den Bartenwalen, der Narwal zu den Zahnwalen. Er unterscheidet sich von allen andern durch den riesigen, oft zwei bis drei Meter langen Stoßzahn, der den Zähnen der Elefanten ähnlich ist und auch ähnlich verwendet wird, aber wegen seiner weniger reinen Farbe bedeutend niedrigere Preise erzielt.

Die „Brüderschaft der Walfischfänger“.

Kurz nach meiner Ankunft wurde ein Budelwal von riesiger Größe gefangen. Schwarz wie Teer, weiß gesprenkelt und gefleckt, mit Entenmuscheln geziert, mit enormen, drei Meter langen Flossen, riesigen, gezackten Flossen und einem flachen, ganz mit Knoten bedeckten Kopf — sah er aus, als ob die Natur ihn gemacht, dann für zu abscheulich gefunden und im letzten Moment an ihm irgendeine Dekoration zur Verschönerung versucht hätte.

An diesem ersten Tag wurde ich in die „Brüderschaft der Walfischfänger“ eingeweiht. Ich wußte natürlich nichts davon, aber die ganze Stationsbesatzung, vom Leiter angefangen bis zum letzten Chinesen und indischen Siwash, hielt sich bereit, mich zu beobachten. Wird ein Wal getötet, so wird er sofort mit der auf dem Schiff befindlichen Luftpumpe aufgeblasen, damit er leicht mitgezogen werden kann. Die Grönland- und Pottwale schwimmen von allein, aber die anderen sinken und sind schlecht zu bearbeiten.

Bis die Station mit dem toten Wal erreicht ist, hat ihn die eingeblasene Luft, gemischt mit den natürlichen Zerlegungsgasen, so aufgeblasen, daß er wie ein Ballon gespannt ist. Er zerplatzt, sobald das erste Messer in seinen Leib gestochen wird. Als alles zu meiner Einweihung vorbereitet war, rief mich einer der Männer zur Seite des Wales. Als ich mich niederbückte, um eine Stelle, die er mir wies, zu untersuchen, stieß er ein langes Messer in den Bauch des Kadavers. Ein Strom von Flüssigkeit schoß heraus und traf mich mitten ins Gesicht. Ich fiel auf den Rücken, glitt die

Böschung hinunter und in das Wasser. Alle hier vertretenen sechs Nationalitäten brüllten vor Vergnügen, jede in ihrer eigenen charakteristischen Art; die Stationspfeifen piffen, die Glocken läuteten. Ich brauchte nicht lange, um zu begreifen, daß es so eine Art Feuerprobe war. Ich grinste daher nur und ging hinauf, mir trockene Sachen anzuziehen. Scheinbar war die Einweihung zur Zufriedenheit der Beteiligten ausgefallen, denn von diesem Moment an schienen sie mir den „Doktor“ verziehen zu haben, und ich hätte mir keine gefälligere Mannschaft wünschen können.

30 Minuten Schälen eines Wales.

Man muß auf gutem Fuß mit den Stationsleuten stehen, wenn man Wale studieren will, denn man kann nichts allein machen. Alles ist zu groß und zu schwer. Jede Flosse eines großen Wales wiegt eine Tonne (1000 Kilogramm), das Herz mehr als 400 Kilogramm, der Magen mehrere hundert usw. Man kann das Vieh nicht einmal allein messen. Ich war bewaffnet mit vorbereiteten Listern mit allen Nägeln, die ich in Erfahrung bringen konnte, und trotzdem mußte ich mich tüchtig beilen, um zu erreichen, was ich wollte, bevor das Tier verschwand. Noch während es aus dem Wasser gezogen wird, fallen die Leute wie ein Schwarm Fliegen mit ihren riesigen Messern über den Fisch her und durchschneiden das Fett der ganzen Länge nach in parallelen Linien. In jedem Streifen wird ein großer Haken festgemacht, der am Ende eines Drahtseiles befestigt ist. Dann wird die Dampfwinde in Betrieb gesetzt, und das Fett wird genau so abgehält, wie man eine Orange schält. In fünfzehn Minuten ist eine Seite entblößt und das Tier wird umgedreht. Dann wird die andere Seite geschält, und nur Fleisch und Knochen bleiben übrig. Mit Hilfe der Dampfwinde wird das ganze Tier buchstäblich auseinandergerissen, und nach weniger als zwei Stunden ist der ganze Wal zur Tran- und Knochengewinnung gekocht.

Walfische sind Warmblüter wie alle Säugetiere. Sie müssen daher in dem kalten Meerwasser vor der Kälte geschützt werden. Diese Funktion erfüllt die Fettschicht. Sie hat die gleiche Aufgabe wie ein Blumenau, nämlich als schlechter Wärmeleiter zu verhindern, daß die Körperwärme von dem Wasser abgeteilt wird. Die Fettschicht ist zäh und faserig. Während sie von der Dampfwinde abgeschält wird, folgt ein Mann direkt hinter dem großen Streifen, ihn vom Fleisch abtrennend, während er ausgerollt wird. Es ist eine gefährliche Arbeit, denn wenn der Haken nachgibt, schneilt der Streifen mit riesiger Kraft zurück. Ich habe viele solche Unglücksfälle gesehen. Kurz nach meiner Ankunft fiel so eine Schwarte auf den Abschneider zurück. Das Messer wurde dabei in seinen Körper getrieben und schnitt ihn fast in zwei Teile. Ein anderes Mal fiel der hintere Schwanzteil eines Wales, der gerade aufgezogen werden sollte, quer über einen Mann. Als wir ihn hervorstolzen, konnte er kaum mehr als menschliches Wesen erkannt werden. Ich stand neben ihm und entging demselben Schicksal nur durch einen Sprung über die Böschung und in das Wasser.

Rührende Mutterliebe.

Rührend ist es, mit welcher Zärtlichkeit die Mütter an ihren Jungen hängen. Selbst in der größten Gefahr werden sie das Junge nicht verlassen und sogar versuchen, es zu verteidigen. Oft werden ganze Herden durch diese wahnsinnige Mutterliebe ins Verderben gestürzt. Bevor die Zeit des Wurfens kommt, wandern die tragenden Mütter scharenweise aus. Man erzählte mir, daß so eine rückkehrende Mutterherde einmal auf einer dieser Wanderungen dem Ufer zu nahe kam, so daß ein Junges, das sich zu weit entfernt hatte, strandete. Hilflos lag es am Ufer und begann jämmerlich zu brüllen. Sofort schwamm die Mutter ihm nach, die übrige Herde folgte und konnte infolge seines leichten Wassers nicht mehr zurück. So wurden sämtliche Tiere eine leichte Beute der Fischer.

Gegen Ende März wechseln die Wale ihren Aufenthaltsort, um den Sommer in kälteren Regionen zu verbringen. Sie ziehen immer denselben Weg, weit von der Küste entfernt; aber manchmal kommt es vor, daß sich ein Teil der Herde oder auch die ganze Herde verirrt — wahrscheinlich durch irgendeine Gefahr aus der gewohnten Bahn vertrieben — und in das Bereich der Küste kommt. Wird so eine Herde gestöbert, so fahren die ganzen Bewohner der Gegend mit ihren Booten hinaus, umzingeln die Tiere und treiben sie gegen den Strand, wo es für sie kein Entkommen mehr gibt. Ansonst peitschen sie mit ihren Riesenschwänzen das Meer, daß es aufkocht; das Ufer läßt sie nicht mehr los.

Ihre massigen Leiber sind in dem seichten Wasser dem Messer ihrer Verfolger ausgekehrt und ihr Blut färbt das Wasser weithin rot.

Die größten Tiere aller Zeiten.

Die Wale sind die größten Tiere, die es je gegeben hat, denn selbst die größten Miosaurier erreichten nicht die enorme Massigkeit eines Grönlandwales. Das Rekordexemplar an Größe war 25 Meter lang und wog 90 Tonnen. (90 000 Kilogramm, 9 Waggonlasten). Sie wachsen erstaunlich schnell, besonders bis zur geschlechtlichen Reife. Bei allen großen Arten, die ich zu studieren Gelegenheit hatte, erreichten die Jungen die doppelte Geburtsgröße nach einem Jahr. Sie werden mindestens bis zum zwölften Monat gesäugt und sind erst nach Jahren zeugungsfähig.

Es ist nicht schwer, nach der Beschaffenheit der Knochen zu bestimmen, ob ein Wal jung oder alt ist. Ob er aber 20 oder 200 Jahre alt ist, wäre wieder eine andere Frage. Es wird sehr schwer sein, je herauszufinden, wie lange ein Wal leben kann.

Wal gegen Schiff.

Da ich die Walfische von innen und außen kennenlernen wollte, hatte ich die Absicht, vor allem ihre Gewohnheiten zu studieren. Das bedeutete aber tagelangen Aufenthalt auf den kleinen Fischdampfern und daher ständigen Kampf gegen die Seekrankheit. Selbst alte Seeleute habe ich von ihr besiegt gesehen, nach zweistündigem Aufenthalt auf diesen Schiffen.

Das interessanteste auf den Walfischdampfern ist das Geschütz. Es ist eine kurze, 1¼ Meter lange Kanone mit einem Kaliber von 8 Zentimeter, die leicht nach allen Richtungen zu drehen ist. Die zwei Meter lange Harpune hat einen doppelten Schaft, an dessen Ende vier 25 Zentimeter lange Widerhaken angebracht sind. Die Harpune hat an der Spitze eine Höhlung, die mit Pulver gefüllt und Bombe genannt wird. Diese wird zur gewünschten Zeit durch einen automatischen Zünder zur Explosion gebracht. Drei oder vier Sekunden, nachdem das Geschütz abgefeuert wurde, platzt die Bombe und tötet den Walfisch augenblicklich. Ein großer Ring, der leicht über den Doppelschaft gleitet, ist an einem Tau befestigt, das über einem Roller auf den Bug des Schiffes und von dort mit einer Doppelwinde in den Schiffstau geleitet wird. Für gewöhnlich werden 2000 Meter Tau mitgenommen, und oft ist das nicht genug. Ich erinnere mich, daß einmal ein Grönlandswal von der Harpune quer zwischen beiden Schultern getroffen wurde. Die Bombe explodierte aber nicht, so daß das Tier fast nicht verwundet wurde, trotzdem die Widerhaken sich in der Fettschicht festgemacht hatten. Der Wal schoß vorwärts wie ein Lachs am Angelhaken und zog das ganze Schiff mit. Das Tau begann an der Winde zu rauchen, und nur durch ständiges Begießen mit Wasser konnte verhindert werden, daß es sich entzündete. Acht-hundert Meter Tau waren schon abgelaufen, und der Kapitän befahl, das Reservetau anzuhängen. Erst nachdem bereits dreitausend Meter abgelaufen waren, wagte er es, die Flucht des Tieres aufzuhalten. Der Kampf dauerte den ganzen Tag. Meter für Meter wurde das Tau mit Dampfdruck aufgewunden, nur um wieder durch ein verzweifeltstes Vorwärtstößen zurückgezogen zu werden. Aber sogar ein Wal kann schließlich ermüdet werden, und der Kapitän befahl jetzt Vollstopp. Noch immer wurden wir weiter geschleppt. Erst als es schon fast dunkel war, konnte ein kleines Boot ausgekehrt werden. Es glitt lautlos an die Seite des Wales, als dieser auf der Wasserfläche schwamm. Dann stieß einer der Fischer ihm ein langes Schwert in sein Herz. . . .

Die Wale sind Tiefseetaucher.

Ein Wal kann ebensowenig unter Wasser leben, ohne den Atem anzuhalten, wie ein Mensch. Wenn er untertaucht, holt er tief Atem und wird mit Wasserdampf gesättigt. Stößt der Wal die Luft wieder aus, so kondensiert sie sich in der kälteren Atmosphäre und bildet eine Dampfhaule. Ich habe beobachtet, daß ein Finnisch längstens 50 Minuten unter Wasser bleibt, für gewöhnlich aber nicht mehr als 15 bis 20 Minuten. Bottwale sollen über eine Stunde untertauchen können.

Es ist noch nicht geklärt, wieso es den Tieren möglich ist, so zu enormen Tiefen hinabzutauken und dann trotz des enormen Wasserdrucks mit großer Geschwindigkeit wieder aufzusteigen. Ich selbst habe einen harpunierten Wal senkrecht untertauchen gesehen. Nach dem Tau, das er mitzog, gemessen, gelangte er in eine Tiefe von 400 Meter, in der er 32 Minuten verblieb. Dann tauchte er wieder auf, nur 60 Meter von der früheren Stelle entfernt.

Das gespenstische Kreuz.

Erzählung von Philipp Franz.

Auf den bewaldeten Hängen der Schlucht lasteten bereits blauschwarze Schatten, als wir die Mühle erreichten, die eingangs des offenen Tales am Zusammenlauf zweier Bäche lag.

In diesem Tal kann man keine Sonnenuntergänge. Die Sicht nach Westen ist durch die Waldberge verdeckt. Aber der reflektierende Glanz, der zu dieser Zeit am Himmel erscheint, überzieht die Kuppen des Orens wie mit lauterem Gold, während die Fluren unten schon im Dunkel liegen.

Und wie von Flammen umloht erschien in diesem Widerschein auch das schwarze Marmorkreuz über der Friedhofsmauer der Höhe, jenseits derer das Dorf lag.

„Gespenstisch“, sagte ich.

„Ja, das Kreuz wirkt gespenstisch“, antwortete mein Begleiter, „und gespenstisch ist auch gewissermaßen die Geschichte, die sich mit dem Kreuze verknüpft . . .“

Sein Blick ging bei diesen Worten zu der Mühle hinüber, in deren Tür eine Frau erschienen war, die ebenfalls nach dem im Abendlicht lodernenden Kreuze auf der Höhe sah.

Ein seltsames, unirdisches Gesicht. Ein Gesicht, in dem alle menschlichen Empfindungen, alle Schmerzen und Freuden, zu Stein erstarrt waren.

„Sie war nicht immer so“, erklärte mein Begleiter, „sie war zu ihrer Zeit ein frisches, munteres, leidenschaftliches Ding, das eine himmels hohe Liebe hegte. Aber sie durfte ihrem Herzen nicht folgen. Ihre Eltern waren dagegen. Ihr Vater war dem Enzbachmüller verpflichtet, und man setzte ihr solange zu, bis sie nachgab. Der junge Mann, den sie liebte, zog in die Fremde. Er hinterließ ein verängstigtes, an ihrer Liebe und an der Gerechtigkeit ihre gewordenen Wesen, und nun beginnen die Ereignisse, welche, gleichsam Stationen eines Leidensweges, bis hinauf zu diesem Kreuze führen.“

Sie war schon die Geschmähte, die Gedemütigte, als sie nach ihrer Verheiratung in die Enzbachmühle einzog. Während ihrer Ehe wurde sie nicht glücklich. Im Gegenteil. Da ihre Fröblichkeit von ihr abgefallen war, brachte sie ein stilles gedrücktes Wesen ins Haus, das dem Müller nicht gefiel. Er quälte sie mit Eifersüchteleien. Er beschuldigte sie, zu viel an den anderen zu denken. Er mißhandelte sie.

Jahre vergingen und in ihrem Geschick vollzog sich keine Änderung. Der Müller verbrachte halbe Tage im Wirtshaus. Das Anwesen verlobbete. Die Wirtschaft ging zurück.

In diese Zeit fiel die Rückkehr ihres ehemaligen Geliebten, der heimgekommen war, um das Gut seiner inzwischen verstorbenen Eltern zu übernehmen. Er war ein ruhiger arbeitamer Mensch, den man selten im Wirtshaus sah. Aber eines Tages stieß er mit dem Enzbachmüller doch am Wirtshausstisch zusammen. Er hatte die Schimpfereien des Müllers schon eine Zeit lang mit angehört. Aber als er ihn beschuldigte, seiner Frau nachzustellen und sie ihrer Pflichten abwendig zu machen, konnte er nicht länger an sich halten. Er verwies dem Müller seine lästerlichen Reden in ziemlicher Weise, aber der brutale, durch den Trunk erhobte Mann ließ sich nicht beschwichtigen. Ein Streit entstand, in dessen Verlauf der Gewalttätige seinen Gegner über den Haufen stach.

Man hätte die Streitenden vergeblich zu trennen versucht — Jrgend jemand hatte die Mühle alarmiert.

Aber als die arme Frau am Tatort erschien, konnte sie nur noch den Tod des Mannes betrauern, der für sie gestorben war. Erschüttert betrachtete sie das stille Gesicht, das sie in den Tagen ihrer Jugend so sehr geliebt hatte. Aber über ihre Lippen kam keine Klage. Keine Träne trat in ihre Augen. Es war, als ob alles Leben plötzlich in ihr erstarrt sei. Sie versteinte. Und so versteint ist sie bis auf den heutigen Tag geblieben . . .

Der glühende Glanz auf den Kuppen des Orens war allmählich vollständig erloschen, auch das schwarze Marmorkreuz, das man dem Ermordeten errichtet hatte, stand wieder starr und kalt jenseits der Friedhofsmauer.

Die Müllerin war in das Haus zurückgegangen. Man vernahm aus dem Innern ihre helle scharfe Kommandostimme.

„Sie sucht ihre Schmerzen zu betäuben“, sagte mein Begleiter. „Sie kennt nichts als ihr Haus und ihre Mühle. Sie hat das Anwesen wieder in die Höhe gebracht.“

„Und ihr Mann?“

„Er ist im Gefängnis gestorben.“